

Ein Selfie vom Tod entfernt

Menschen lieben es, sich selbst zu fotografieren. Für das ultimative Foto bringen sie sich freiwillig in Gefahr. Ein Selfie mit Löwe, eines über dem Abgrund, oder sie posieren mit ihrem Entführer. Jetzt werden sogar Regierungen aktiv.

VON NOEMI LEA LANDOLT

Das Foto ging um die Welt. Es zeigt den 26-jährigen Briten Ben Innes, der am Dienstag an Bord des entführten Egyptair-Flugzeugs war. Er posiert mit seinem Entführer, einem potenziellen Selbstmordattentäter. Es war eine Situation, in der es um Leben und Tod ging. Noch wusste niemand, dass der Sprengstoffgürtel nur eine Attrappe war. Warum nur haben Menschen ausgerechnet in solchen Situationen das Bedürfnis, ein Foto zu schiessen? «Ich dachte mir, wenn seine Bombe echt ist, dann hab ich sowieso nichts mehr zu verlieren», lässt sich Ben Innes im «Guardian» zitieren.

Ist Ben Innes ein Held oder ein Depp? «Es geht offensichtlich um Selbstdarstellung», ist der österreichische Psychiater Reinhard Haller überzeugt. Ben Innes wusste, dass ihm mit diesem Foto die Aufmerksamkeit der Medien in aller Welt sicher ist. Aber Reinhard Haller, der auch als psychiatrischer Gerichtsgutachter arbeitet, sieht noch einen zweiten, in seinen Augen wichtigeren Grund: «Das Foto mit dem Entführer ist eine Strategie zur Angstbewältigung.» Die Psychologie spricht in diesem Zusammenhang vom Stockholm-Syndrom. Einem Phänomen, bei dem Opfer von Geiselnahmen ein positives emotionales Verhältnis zu ihren Entführern aufbauen.

«DAS BESTE SELFIE EVER», um es in den Worten von Ben Innes zu sagen, ist streng genommen gar kein Selfie. Eine Stewardess hat es geschossen. Auch die Idee, ein Foto zu knipsen, kam offenbar nicht von Ben Innes, sondern von der Crew. Unterdessen hat sich nämlich der Co-Pilot des Flugzeugs geäussert. Er sagt, die Crew habe den Entführer ausdrücken wollen. «Ich habe die Bilder sofort via Whatsapp nach Kairo und Zypern geschickt», so der Co-Pilot gegenüber «Newsweek». Ein Video, das im Netz kursiert, zeigt denn auch, wie die Stewardessen Ben Innes zu sich winken, um ihn mit dem Entführer zu fotografieren.

Nichtsdestotrotz drängt sich nach dem Vorfall die Frage auf: Wohin führt der Wahn, sich selber in jeder erdenklichen Situation zu fotografieren? Im schlimmsten Fall in den Tod. Seit 2014 sind weltweit 49 Menschen gestorben, während sie ein Selfie geknipst haben. Die Dunkelziffer dürfte höher sein. Die Todesopfer standen mit dem Smartphone in der Hand auf dem Gleis und sprangen nicht rechtzeitig zur Seite, sie kletterten auf Güterwaggons und vergassen die Starkstromleitung, sie posierten mit einer Waffe und drückten versehentlich ab.

DIE ZAHL DER SELFIE-TODESOPFER hat Pricenomics Anfang Jahr publik gemacht. Das US-Unternehmen hat die Nachrichtenarchive der letzten drei Jahre nach Artikeln über Selfie-Tote durchforstet. Gefunden haben sie die Geschichte eines 17-jährigen Studenten aus Russland. Er stieg auf ein Hochhaus mit neun Stockwerken, hielt sich mit einer Hand am Dach fest, während er mit der anderen ein Foto von sich über dem Abgrund schiessen wollte. Es sollte das ultimative Selfie für sein Instagram-Profil werden. Tausende Likes. Anerkennung. Er rutschte ab, stürzte in den sicheren Tod.

In solchen Fällen suchen Menschen die Gefahr bewusst. Es geht nicht mehr



«Das beste Selfie ever», sagt der Brite Ben Innes über das Foto mit seinem Entführer, einem potenziellen Selbstmordattentäter.



Immer höher, immer krasser: Für das perfekte Selfie bringen sich einige Menschen freiwillig in Gefahr. Die Community feiert sie als Helden – wenn sie überleben.

INSTAGRAM

um Angstbewältigung, sondern allein um Selbstdarstellung und die Anerkennung der Community. Solche Leute seien im «narzisstischen Rausch», sagt Psychiater Reinhard Haller, Autor des Buches «Die Narzissmusfalle». Sie sind enthemmt und haben den Bezug zur Realität verloren. Blenden die drohende Gefahr einfach aus, sehen sie nicht.

DIE SOCIAL-MEDIA-WELT werde von einer Aufmerksamkeitsökonomie angetrieben, sagt Social-Media-Experte Philippe Wampfler. Er würde deshalb aber nicht von Narzissmus sprechen. «Erleben Menschen etwas Dramatisches oder Gefährliches, wollen sie das in ihre Erzählung einbauen und anderen auf den etablierten Kanälen mitteilen.»

Ist das die Erklärung für ein Ereignis im vergangenen Sommer? Damals musste ein Linien-Flugzeug in Colorado notfallmässig zwischenlanden. Die Sauerstoffmasken fielen von der Decke. Einige Passagiere zückten reflexartig ihre Smartphones. Ein letztes Selfie. Die vielleicht letzte Mitteilung an die Welt. Es scheint, als wären Selfies in der digitalen Gesellschaft die gängige Art, um Ereignisse zu dokumentieren und sich selbst zu inszenieren – auch in lebensgefährlichen Situationen. Wampfler findet dieses Phänomen wenig erstaunlich. Das Bedürfnis nach Aufmerksamkeit sei in solchen Situationen wahrscheinlich stärker als das Bedürfnis nach Sicherheit. Das Selfie wird zum Beleg, dass man etwas wirklich erlebt oder sogar überlebt hat.

In einer durchschnittlichen Woche wird das Wort Selfie laut Pricenomics in 365 000 Facebook-Posts und 150 000 Tweets erwähnt. Auf Instagram gibt es mehr als 50 Millionen Selbstporträts. In diesem Meer von Selfies aufzufallen, wird immer schwieriger. Die Posen werden deshalb immer gewagter. Kein Gebäude zu hoch, kein Abgrund zu tief, um sich selbst zu inszenieren. Die Anerkennung der Community ist der gefährliche Lohn.

Aber nicht alle Selfies sind echt. Hier und dort wird der eigene Kopf mithilfe von Photoshop neben einen Hai, über einen Abgrund oder auf das Dach eines fahrenden Autos montiert. Doch auch hier geht es um Anerkennung, sagt Philippe Wampfler. «Wer richtig gut ist, holt sich mit solchen Fotomontagen die gesuchte Aufmerksamkeit», so der Digital-Experte.

ABER EBEN, NICHT ALLE Selfies mit Raubtieren oder vor Abgründen sind mit Photoshop entstanden. Selfies werden sogar in der Statistik aufgeführt und haben andere Todesursachen überholt: So gab es im Jahr 2015 mehr Tote wegen Selfies (28) als wegen Hai-Attacks (8). Auch der Mount Everest hat letztes Jahr weniger Todesopfer (17) gefordert.

Indien, das Land mit den meisten Selfie-Todesfällen, hat darauf reagiert. Im ganzen Land gibt es 16 «No-Selfie-Zones». Grosse Tafeln warnen dort vor der Gefahr. Auch in Russland wurde die Regierung aktiv. Sie hat vergangenen Sommer eine Marketing-Kampagne zum Thema lanciert. Auf der Website findet sich eine ganze Reihe von Verbotsschildern. Sie zeigen Menschen mit Kamera in der Hand: auf Strommasten, in Booten oder auf Treppen.

Fraglich ist natürlich, ob die Selfie-Knipser auf der Suche nach dem perfekten Selbstporträt solche Piktogramme überhaupt sehen.